

Das alte Walliser Haus und Dorf im Umbruch

Autor(en): **Ruppen, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **66 (1971)**

Heft 2-de

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Geleit!

Das vorliegende Heft unserer Zeitschrift widmet sich zur Hauptsache dem Kanton Wallis. In dessen welschen Teil an der untern wie in das deutschsprachige Land an der obern Alpenrhone begeben sich die Teilnehmer am diesjährigen Bott des Schweizer Heimatschutzes. Die geschäftliche Versammlung findet zu Montana nahe der Linie statt, an welcher die beiden Idiome sich scheiden, einer Linie, die freilich nur hinsichtlich der Sprache, nicht aber, was die Landschaft und das Walliser Volk anbelangt, eine

Das alte Walliser Haus und Dorf im Umbruch

Man baut heute im Wallis mehr Häuser denn je – Dörfer wachsen um das Drei-, Vierfache –, aber man erstellt keine Walliser Häuser im herkömmlichen Sinn mehr. Das Walliser Haus ist historisch geworden. Hat man es vor dreissig Jahren noch selbstverständlich – und gedankenlos (!) – bewohnt, beginnt man sich heute Gedanken darüber zu machen, was an Eigentümlichkeit und Charakter es besitzt. Romantisches und meist auch wissenschaftliches Interesse an einem Gegenstand erwachen eben erst dann, wenn er in der Vergangenheit zurückbleibt, während wir vom Strom der Zeit fortgerissen werden; erst im Rückblick werden wir seiner gewahr. Romantik und Forschung sind daher meist auch Anzeichen dafür, dass etwas historisch geworden ist, d.h. in gewissem Sinne nicht mehr lebt (Rosen duften nie so intensiv, wie wenn sie zu welken beginnen).

Mit diesen Gefühlen wenden wir uns dem Walliser Haus zu, hoffend, dass unsere Zeilen dazu beitragen, den Bestand der alten Gebäude zu hüten. Seit der letzte Zimmermann, der noch in der alten Art baute, seine Axt weggelegt hat, ist die Zeit angebrochen, die an diesem Bestande zehrt – bis er aufgezehrt ist!

Wir sprechen nur vom Gommer Haus, das wir in den letzten Jahren bei der Inventarisierung der Kunstdenkmäler näher kennengelernt haben.

Obwohl der Typ des Walliser Hauses dem Leser bekannt sein dürfte, sei eine kurze Charakteristik vorangestellt. R. Weiss hat darauf hingewiesen, dass der oberste Teil des Goms den ausgeprägten Blockbaupflege¹, während im übrigen Goms zentralalpine «Gotthard-Häuser»² mit zum Teil steinernem Hinterhaus stünden. Tatsächlich gibt es in Oberwald-Unterwasser noch einige Wohnbauten, an deren hölzerne Hinterhäuser das «Firhüs», ein Mauerschacht mit den Herden aller Stockwerke, wie angeschoben erscheint. Aber es mischen sich im Goms der reine Blockhaustyp und das «Gotthard-Haus»; so stehen

Grenze darstellt. Dieselbe alte Kultur kennzeichnet und verbindet die Gegenden oberhalb wie unterhalb des Pfywaldes. Es ist ein kulturelles Gut, das stete Pflege verdient, gerade auch angesichts der mannigfachen und ungestümen Veränderungen, die sich in dem Bergkanton gegenwärtig vollziehen. Mögen denn die nachfolgenden Seiten dazu beitragen, dass die dem Heimatschutz sich hier stellenden, und von den beiden Walliser Sektionen zielbewusst verfolgten Aufgaben allgemein noch viel besser erkannt werden.

Die Redaktion

zum Beispiel im Untergoms zahlreiche Häuser mit hölzernem Hinterhaus, wo man sich im Hausinnern mit einem Mauerabschnitt als Herdrückwand behalf. Übers ganze Goms verstreute (ehemalige) Mauerkaminbauten zeugen noch von den regen Beziehungen zu den Tälern am Südhang der Alpen.

Angaben über Funktion und Struktur sind wesentlich, aber nicht erschöpfend (wer sich mit dem Studium des menschlichen Skelettes begnügte, wüsste wenig von menschlicher Schönheit). Die Blockbauweise hat das Walliser Haus mit Bauten anderer Regionen gemein, und dennoch wird man ein typisches Walliser Haus sogleich von den andern unterscheiden. Woran liegt es?

Die Eigenheiten des Walliser Hauses

Als charakteristisch empfinden wir heute die hohe und schmale Stirnfassade mit dem verhältnismässig stumpfen Giebel³ (Abb. 1). Der «Funktionalist» wird auch hier die Ursache wieder in der Blockbauweise suchen, da die Länge der Lärchen- und Tannestämme die Hausbreite beschränkte. Dieser Umstand trug gewiss dazu bei, war aber nicht allein massgebend. Das Tellenhaus in Ernen, ein Haus des 16. Jahrhunderts, mutet in seiner behäbigen Breite fast nicht wie ein Walliser Haus an. Wir haben im Wallis, zum Beispiel im Saastal, sechs bis acht Wohnungen unter breiten Satteldächern, «Wohnblocks» des 17. und 18. Jahrhunderts. Der verbreitetste Typ

¹ Richard Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz, Erlenbach-Zürich 1959, S. 42 (Karte).

² Man schätzt diesen Ausdruck in der neueren wissenschaftlichen Literatur zwar nicht mehr; wir verwenden ihn aber trotzdem, weil er beim Leser unverzüglich den Haustyp der Mischbauweise mit Holz und Stein in die Vorstellung ruft.

³ Das Walliser Haus ist gegenüber den dachbetonten Haustypen ein ausgeprägtes «Wandhaus» (Richard Weiss, a. a. O., S. 63).

des 16. Jahrhunderts freilich war im Goms das 1½stöckige, d.h. Wohnstock und Laubengeschoss⁴ umfassende schmale Haus mit langer Traufseite, öfters noch gestreckt durch eine an der Rückwand angebaute Stallscheune. Es ist also auch die Höhe ein verhältnismässig spätes Merkmal. Die mehrstöckigen Häuser, die ursprünglich wohl von den engsten Verwandten bewohnt waren, worauf die Treppen zu den obern Stockwerken in den Küchen (!) hinweisen, bildeten nicht die Regel. Wenn man die schmalen und hohen Fenster unserer Kapellen des 17. Jahrhunderts betrachtet, des Jahrhunderts, in dem unsere Dörfer im Zuge einer mächtigen religiös-geistigen Erneuerung ihr Antlitz erhielten, so möchte man tatsächlich glauben, jene Zeit habe auch das heute typische Hochrechteck der Walliser Hausfassade herausgebildet.

Aber es liegt nicht allein an den Proportionen. Der Walliser Zimmermann von früher hat auch die Blockwand in einer eigenen Art gestaltet. Wie in andern Gebieten des Blockbaus wurde die Wand mit Friesborten ober- und unterhalb der Fensterzone geziert (Abb.2). Wie Strickmuster aussehend, passen diese Frieze zum «gestrickten» Holzbau. Binnen weniger Jahrzehnte wechselten die Frieze; sie sind daher ein wertvolles Hilfsmittel zur Datierung der Häuser. Im Gegensatz zu später war damals die Blockwand, das Wesentliche am Hause, der Stilträger. Später, im Laufe des 19. Jahrhunderts, verlegte man sich auf funktionell ausdruckslose, dafür aber um so aufwendigere Fensterrahmen und vergass darob, die Wand zu zieren. (Es scheint uns dies ein typisch romantischer Prozess zu sein. Romantik missachtet stets das herbe strukturelle Gefüge und lässt statt dessen Zubehör wuchern.)

Der Respekt des früheren Walliser Zimmermeisters vor der Blockwand äussert sich des weitern besonders darin, dass er sie intakt beliess. Kleine Fensteröffnungen – Schutz vor der Witterung und vielleicht zugleich Ausdruck des verschlossenen Charakters unserer Bergbevölkerung – musste er in die Wand schneiden; schloss man jedoch die Fensterläden, so war die Wand wiederum heil, da der geschlossene Fensterladen bündig mit der Wand in sie versenkt lag.

Die Fenster

Die Fenster sollten die wundeste Stelle der Wand bleiben. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs das

⁴ Laubengeschoss nennen die Gommer das in der Regel über die Trauflinie hinaufreichende, nicht ausgezimmerte Stockwerk, dessen Zimmer als Lagerräume für Hausrat oder Vorräte und als Werkstätten (Webstühle, Schreinertische) dienen.

Bedürfnis nach Licht. So vergrösserte man die Fenster. Dabei wurden die Wandfrieze rücksichtslos zerschnitten. Mitunter liess man die alten Fensterpfosten an der einen Fensterseite in der Wand sitzen, so dass eine kleine Treppe von zwei, drei Pfosten über Fenstervergrösserungen im Laufe der Jahrhunderte unterrichtet. Verletzte man die Frieze, um mehr Licht in die dämmrigen Räume hereinzuholen, so fügte man die vergrösserten Fenster zumindest noch in der altbewährten strukturell «sauberen» Technik ein (Abb.3). Kräftige, bündig in die Wand eingelassene Fensterpfosten stauten den Fluss der Bohlen, um die Fensteröffnung auszuscheiden. In die oben und unten an der Öffnung vorbeistreichenden Balken schnitt man korbbogenartige Kehlen, die, eine unaufdringliche Zierde, zugleich das Versenken des Fensterlades gestatteten. Später kamen dann die romantischen, der Wand bloss vorgeblendeten Fensterrahmen auf (Abb.4), und heute zerstört man die Fassaden durch Einbau ganzer «Fensterwägen», die weder in der Struktur noch im Rhythmus der Aufteilung etwas mit dem Walliser Haus zu tun haben (Abb.5). Dass man hin und wieder für deren Rahmung aus «Heimwehstil»-Empfinden heraus rohe Bretter verwendet, macht den Versuch noch fragwürdiger. Warum ist man unterm Einfluss des (nun zu Ende gehenden) Funktionalismus nicht zum strukturell so schönen ursprünglichen Fenster zurückgekehrt? Wohl ein Beweis für die Taubheit unserer Handwerker den stilistischen Entsprechungen gegenüber und für die Tatsache, dass unser altes Walliser Haus eben nicht mehr lebt.

Die Innenräume

Noch seltener als erhaltene Fassaden trifft man unberührte Innenräume (Abb.6). Zum Teil aus verständlichen Gründen. Man kann es dem heutigen Walliser nicht verargen, dass er das Elternbett nicht mehr in der Wohnstube haben will. Die schmalen Kammern andererseits eignen sich denkbar schlecht für ein Elternzimmer, wie man es sich heute wünscht. So wird die Trennwand der Kammer gegen die Stube hin verschoben, weshalb die Einteilung des Hauses an den Gwätten nicht mehr ablesbar ist. Die strukturell so schöne Decke wird entweder herausgerissen

Abb.1. Die prägenden Elemente des ursprünglichen Oberwalliser Hauses sind an diesem Bau in Schmidigenhäusern (Binn) noch sehr schön ablesbar: die schmale, hohe Giebelfront, das eher stumpfe Dach, grossflächige Wände, die nur durch wenige kleine Fenster belebt sind. Während im Goms fast ausschliesslich der reine Blockbau anzutreffen ist, herrscht in den untern Regionen des Wallis die gemischte Bauweise des sogenannten «Gotthardhauses» vor.

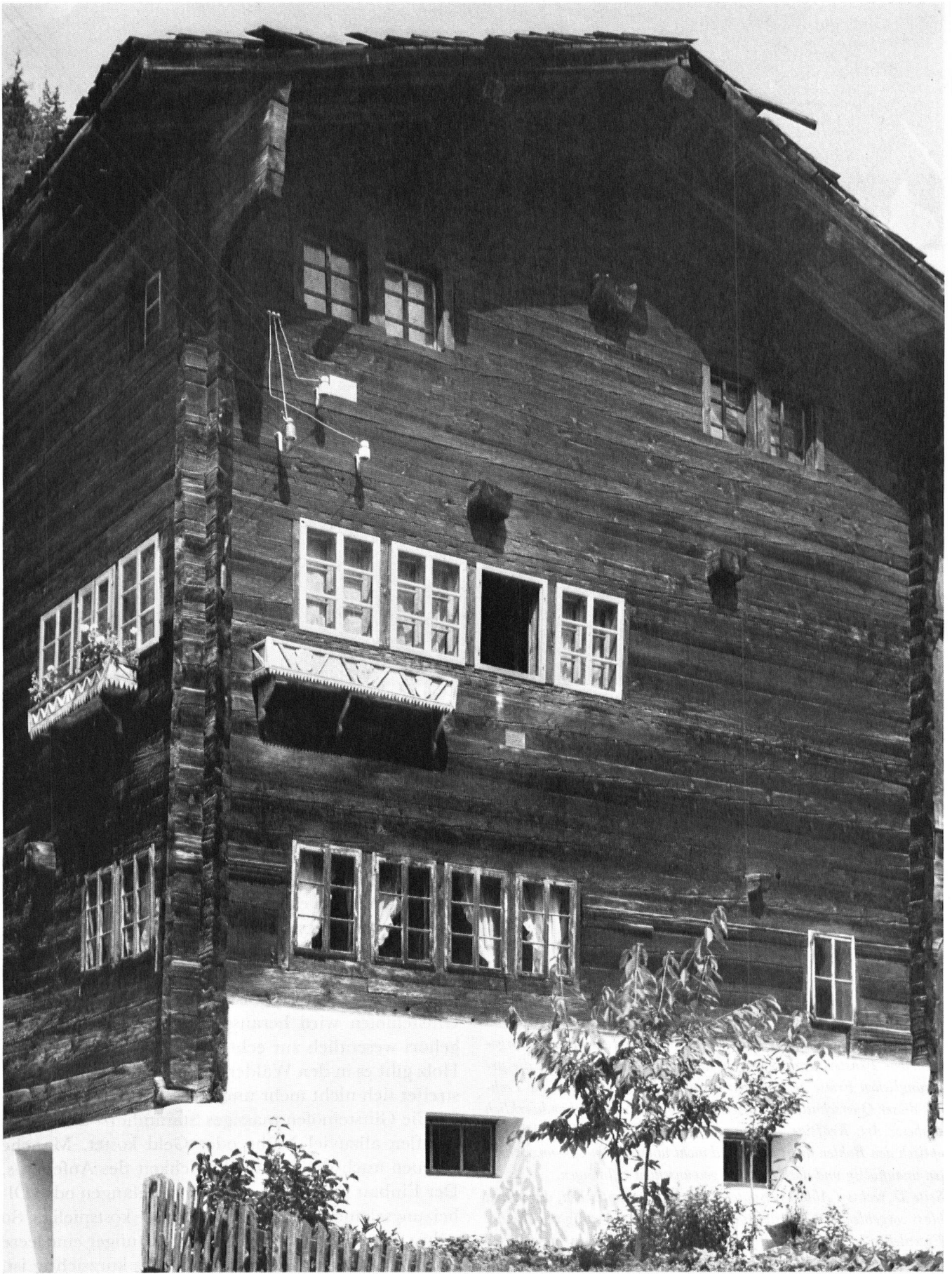


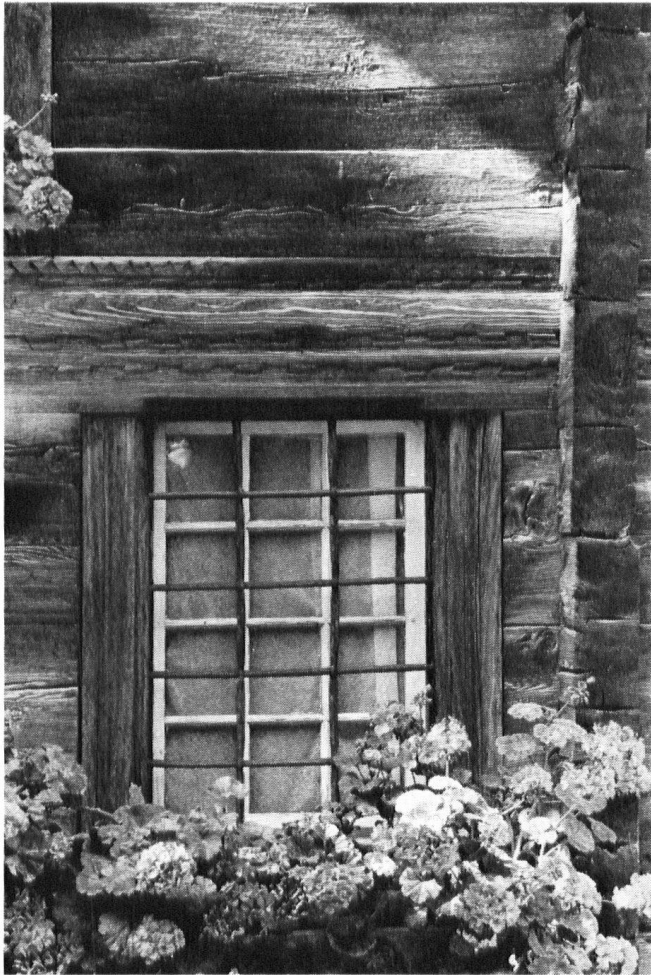


Abb.2. Wie vielfach bei Blockbauten anderer Gebiete ist auch die Fassade des Gommer Hauses, namentlich ober- und unterhalb der Fensterzone, mit Friesborten geschmückt, die sich aber subtil in die geschlossene Fläche der Wand einordnen. Die Formen dieser Flachschnitzereien wechselten binnen Jahrzehnten, so dass sie dem Fachmann heute eine wertvolle Hilfe bei der Datierung der Häuser bedeuten.

Seite 37, links (Abb.3). Durch im Laufe der Jahrhunderte vorgenommene Fenstervergrößerungen sind an zahllosen Bauten die ursprünglichen Frieze zerschnitten worden. Anfänglich war die Technik dieser Querschnittsvergrößerungen wenigstens von handwerklich sauberer Art. Kräftige, bündig zur Aussenwand eingefügte Pfosten, optisch den Bohlen nicht über- und nicht untergeordnet, kennzeichneten unauffällig und doch klar die gewünschten Öffnungen.

Seite 37, rechts (Abb.4). Später kamen die romantischen, der Wand bloss vorgeblendeten Fensterrahmen auf, deren ausgeprägtes optisches Eigenleben schon deutlich im Widerspruch zu den einst geschlossen wirkenden Flächen stehen.

oder, was häufiger geschieht, mit Pavatexplatten verkleidet. Als Grund dafür wird meist vorgegeben, aus den Deckennuten riesele Staub, wenn jemand im obern Stockwerk durch die Stube schreite. «Des Pudels Kern» dürfte aber nicht hier zu suchen sein. Man hat nicht mehr das richtige Empfinden für die Schönheit alten Lärchenholzes; in den letzten Jahrzehnten hat man es des Ungeziefers wegen – aber wir glauben auch dieser Erklärung nur halb – in Grün oder Beige wie in Wartsälen überstrichen. Die alte Stube ist zu dunkel geworden, vor allem ist sie nicht mehr neu. Pavatex (!) ist daher schöner. Auch der Giltsteinofen wird herausgerissen. Leider! Denn er gehört wesentlich zur echten Walliserstube (Abb.7). Holz gibt es in den Wäldern zwar im Überfluss. Man streitet sich nicht mehr um Fallholz. Aber es braucht für die Giltsteinöfen massiges Stammholz, das zu beschaffen allzuviel Mühe oder Geld kostet. Manche scheuen auch die Unannehmlichkeit des Anfeuerns. Der Einbau von elektrischen Heizschlangen oder Ölheizungselementen ist noch etwas kostspielig. So gähnt neben der Stubentür immer häufiger eine leere Ecke. Und doch glauben wir, dass es kurzsichtig ist,



die Öfen zu entfernen. Es werden sich Möglichkeiten finden, den Betrieb der Giltsteinöfen zu modernisieren. Vor allem den Bewohnern des Binntales möchten wir raten, ihre prachtvollen einstöckigen Würfelöfen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts, die wenig Raum einnehmen und geradezu modern anmuten, zu hüten.

Die Anbauten

Mancher Fremde wird sich beim Anblick der meisten Gommer Häuser an den neuen hässlichen Bretteranbauten stossen, welche die Treppen bergen. Das alte Walliser Haus hat dem Bedürfnis nach einem Windschutz vor dem Eingang tatsächlich nicht Rechnung getragen. Zur Hauptsache wurden diese Anbauten aber nötig, als die ehemals den engsten Verwandten gehörenden Wohngeschosse durch Erbschaft oder Kauf in fremde Hände übergingen; die Treppen mussten aus den Küchen nach aussen an die Rück- oder Traufwand verlegt werden, wo sie nun eines Windschutzes bedurften. Der grosse Wert der Walliser Häuser verdient es, bleibende Verschandelungen durch überlegteres Vorgehen zu vermeiden.

«Renovation», Restaurierung oder Zerstörung?

Wenn die Renovationen an Walliser Häusern – es sind leider nicht Restaurierungen – so fortschreiten wie bisher, so ist die Substanz unserer Häuser und damit unserer Dörfer binnen weniger Jahrzehnte aufgezehrt. Diesem Prozess ist schwer zu steuern. Als «Entwicklungsprodukte» des jahrhundertelangen europäischen Individualismus geht uns das Gefühl dafür ab, dass zum Beispiel eine Hausfassade allen Bewohnern des Hauses und sogar einem ganzen Dorf gehört; da wird rücksichtslos eine Fensterreihe «modernisiert» und damit die Hausfassade samt dem Dorfplatz verschandelt (Abb. 5). In der jüngsten Zeit munterten eidgenössische und kantonale Subventionen den Bergbauern auf, sein Haus zu modernisieren. Man steuerte so dem Aussterben unserer Dörfer, nahm aber *entschieden* zuwenig Rücksicht auf den Charakter des Walliser Hauses. An die Subvention geknüpfte Forderungen wie «mehr Licht», mangelnde Überwachung durch kompetente Stellen, die das Walliser Haus als Architektur achteten und seinen Wert im Dorfganzen berücksichtigten, wurden geradezu zur Aufforderung an die Bergbauern, die



Abb. 5. Der Einbau ganzer «Fensterwägen», die weder im Rhythmus der Aufteilung noch in der Struktur sich dem alten Walliser Haus anpassen, zerstört oft nicht bloss eine einzelne Fassade, sondern beeinträchtigt, wie hier in Ferden, ein früher einheitliches Dorfbild.

Fassade ihrer Häuser zu zerstören. Sollte unser Bergbauerntum nur dank dem Tourismus überleben können – vielleicht das Los des Walliser wie des Walser Dorfes –, so ist dem Bauern mit solchen Renovationen ein Bärendienst erwiesen, zerstört er doch selbst den Charakter von Haus und Dorf, der für zahlreiche, durch ihre Lage nicht gerade bevorzugte Walliser Dörfer den hauptsächlichsten touristischen Anreiz darstellt. In einem vom Herrgott eher verwöhnten Gommer Dorf ist das letzte intakte Walliser Haus vor etwa sechs Jahren für wenige tausend Franken veräussert und unverzüglich «renoviert» worden. Wohin nun mit dem Heimatmuseum, das bald zum Fremdenkurort gehört wie das Verkehrsbüro? Ein charaktervolles Walliser Haus wäre doch der ideale Rahmen für solche Museen. Warum erwerben sich unsere Gemeinden nicht *rechtzeitig* ein charakte-

ristisches Haus im Dorfkern im Hinblick auf ein späteres Heimatmuseum?

Der Schutz der Dorfbilder

Ein weiteres Problem stellt der Bau neuer Häuser in unsern alten Dörfern dar. Das Leben geht weiter. Heimatschutz will nicht eine museale, tote Heimat. Man wird in unsern Dörfern ähnlich vorgehen müssen wie in den Städten. Dörfliche Baureglemente und Regionalplanungen sollten ohne Verzug die für den Dorfcharakter wesentlichen Häusergruppen und Fassaden ausklammern. Dabei wäre besondere Aufmerksamkeit den Dorfplätzen, d. h. den Siedlungskernen, zu schenken oder so eindrucklichen «Strassenschluchten» wie der Kirchgasse von Kippel, die, wäre sie nicht teils verschandelt, hinter Strassenzügen unserer mittelalterlich-barocken Altstädte in nichts zurückstünde. Auch so unberührte Dorfbilder wie Niederwald, Ernen und Münster gehören hierher.

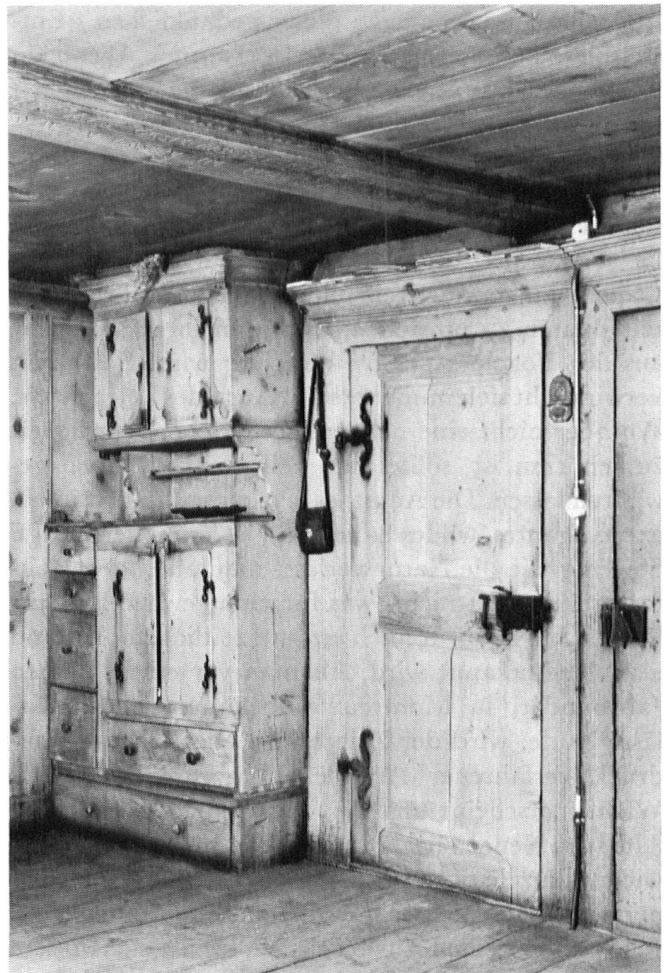
In diesen streng gehüteten Zonen dürften nicht unbekümmert Neubauten errichtet werden; auch dürften die Häuserfassaden nur in den dringendsten Fällen verändert werden. Fensterchen des 16. Jahrhun-

derts sind nun einmal zu klein für unser Lichtbedürfnis; man muss sie ausweiten, wie man es in den vergangenen Jahrhunderten auch getan hat, doch sollte man die Veränderung genau nach dem Vorbild des ursprünglichen Walliser Fensters vornehmen. Bei später gebauten Häusern mit intakten Zierfriesen – schon Häuser aus dem Ende des 17. Jahrhunderts weisen recht grosse Fenster auf – müsste das nötige Licht hingegen durch Einbau eines weiteren Fensters von gleicher Grösse gewonnen werden; die seltenen unberührten Fensterzonen müssen erhalten bleiben.

Kann ein Walliser Dorf wachsen und dennoch seinen Charakter wahren?

Damit rühren wir an unser letztes Problem. Wie kann heute ein Walliser Dorf zeitgemäss wachsen und doch etwas von seinem ursprünglichen Charakter wahren? Vertreter des Natur- und Heimatschutzes möchten mitunter einen weiten Perimeter rund um ein Dorf von modernem Bauen ausnehmen; sie möchten ausgeprägt moderne Formen und Materialien aus ganzen Tälern verbannen. Das scheint uns sehr fragwürdig zu sein. Im Einsatz gerade für Historisches verstösst man derart gegen ein elementares historisches Gesetz. Denn immer hat der Mensch nach besseren neuen Techniken oder Materialien gegriffen, wenn sich ihm die Möglichkeit dazu bot. Der erbitterte Kampf gegen moderne Materialien erscheint uns wie eine Neuauflage des «Semperschen Materialismus». Der Mensch entflieht, selbst zur Natur gehörend, letztlich nie der Natur; was er künstlich macht, verbleibt daher innerhalb der Grenzen dieser Natur. Es ist nicht fair, den Menschen gegen eine utopische Natur ohne Mensch auszuspielen. Ebenso fragwürdig ist die in diesem Zusammenhang immer wieder vorgetragene Theorie vom Traditionsbrüche, der bezeichnenderweise zeitlich immer weiter heraufrückt. Wir glauben allen Ernstes, dass es sich hier um eine psychische Projektion gegen den Ansturm der Gegenwart handelt. Solche Theorien entwickelt, wer die ebenso wesentliche Komponente des angelsächsischen Geistes aus der Tradition ausklammert, um nur die verkümmerte antike Komponente als abendländische Tradition gelten zu lassen.

Abb.6 und 7. Noch seltener als guterhaltene Fassaden trifft man heute im Walliser Haus ursprüngliche Innenräume. Veränderte Lebensgewohnheiten und berechnete Ansprüche auf vermehrten Komfort riefen wirtschaftlicher Unterteilung der Räume und verbesserter Inneneinrichtung. Auch der Giltsteinofen, einst wesentlicher Bestandteil der echten Walliserstube, ist im Zuge dieser Modernisierungen fast vollständig verschwunden.



Doch kehren wir nach dieser gedanklichen «Entgleisung» zu unserm Walliser Dorf zurück. Wenn ein Dorf wirklich über eine besondere Sehenswürdigkeit verfügt, die auch sein wirksamstes touristisches Aushängeschild darstellt – wie die Bettmeralp über ihre Kapelle auf dem Hügel –, so muss diese selbstverständlich in genügendem Umkreis geschützt werden. Es ist paradox, zum Beispiel mit teurem Gelde eine Kapelle zu restaurieren und sie nachher dermassen mit Bauten zu umstellen, dass man ihrer nur mehr aus der Vogelperspektive ansichtig wird. Schönheit verwirklicht sich immer erst im Auge des Betrachters. Wo aber nicht eine nennenswerte Sehenswürdigkeit zu schützen ist, sollte man zeitgemässes Bauen gewähren lassen. Die Angst, es arte diese Freiheit in ein extravagantes, wildes Bauen aus, ist kaum berechtigt. Sowenig wie die Natur verlässt man auch den Rahmen seiner Zeit nicht, was für eine gewisse Einheitlichkeit bürgt, die freilich erst aus zeitlichem Abstand als solche erkannt wird. Als man vor einem halben Jahrhundert in Montreux unbekümmert Hotelpaläste baute, wird der Zeitgenosse ebenfalls den Eindruck zerfahrener Architektur gewonnen haben. Wichtig erscheint uns nur, dass man das wertvolle Alte vom Neuen *räumlich* trennt und nicht alt und neu wie ein Puzzle durchsetzt. Eine rechtzeitige Dorfplanung vermag das Bauen in diesem Sinne zu lenken.

Es wäre freilich zu begrüßen, wenn sich unsere fähigsten Walliser Architekten an die Aufgabe heranwagten, formale Charakteristika des alten Walliser

Hauses wiederaufzunehmen und, unter Beizug der natürlichen Materialien, in echte zeitgenössische Kunst umzusetzen. So könnte der Gedanke des Walliser Hauses irgendwie überleben. Schüchterne Ansätze dazu sind vorhanden, aber sie vermögen sich noch nicht durchzusetzen.

Im Chalet des Berner Oberlands liegt unseres Erachtens nicht das Heil. Dieser Haustyp hat sich wohl deshalb im ganzen alpinen Bereich durchsetzen können, weil er, weniger charaktervoll als der Berner Walm, das Simmentaler oder auch unser Walliser Haus, in seiner Niedlichkeit dem «Heimwehstil» entsprach. Er ist damit zum Ausdruck einer interkantonalen Heimatbewegung geworden, aber lokalen Charakter – und das verstehen wir wohl unter Charakter – besitzt er nicht. Wenn solche Chalets wie Gartenzwerge in Reih und Glied aus dem Boden schiessen, wird es nicht besser.

Aber vielleicht ist unser Plädoyer für den Lokalcharakter in einer Zeit, da kleinere Einheiten zu grösseren Ensembles zusammenwachsen, utopisch und unsere Verteidigung des freien Bauens aus dem Stil der Zeit heraus im Zeitalter der Planungen nicht mehr zeitgemäss. Wir stehen den Prozessen zu nahe, um sie mit Sicherheit deuten zu können. Diese Ratlosigkeit vor der Gegenwart darf uns aber nicht daran hindern, unser altes Walliser Haus und Dorf zu schützen; wir liefern sonst Gefahr, sie blind Entwicklungen zu opfern, deren Gang und Wert wir noch gar nicht kennen.

Walter Ruppen

Einige Bemerkungen zum Stand der Orts- und Regionalplanung im Oberwallis

Ortsplanung

Rund 20 Ortsplanungen befinden sich in den 90 Gemeinden des Oberwallis gegenwärtig im Stadium intensiver Bearbeitung; von ihnen werden etwa acht bis zehn bis zum Frühling 1972 den Urversammlungen der Gemeinden zur endgültigen Abstimmung unterbreitet werden können. Es zeichnet sich denn eine recht gute Entwicklung ab. Die meisten Gemeinden erkennen die Notwendigkeit der Planungsarbeit.

Doch allzuoft müssen noch Teilprobleme innerhalb einer Ortsplanung beiseite gelassen werden, oft weil die Gemeinde annimmt, der Stand der früher erarbeiteten Teilpläne sei noch genügend (Talgemeinden), oder weil sie glaubt, bestimmte Teilpläne seien nicht von grosser Dringlichkeit. Dass alle Teilpläne einer Ortsplanung sich gegenseitig stark beeinflussen und aufeinander abzustimmen sind, wird dabei oft ausser acht gelassen.

Bei der Ortsplanung liegt eine grosse Schwierigkeit in der noch mangelhaften kantonalen Gesetzgebung

Wie dringlich und wichtig eine funktionsfähige Orts- und Regionalplanung im Oberwallis heute ist – eine Planung, die, besonders im Hinblick auf den wichtigen Fremdenverkehr, auch Probleme des Ortsbild- und Landschaftsschutzes zu behandeln hat und einen Entwicklungs- und Investitionsplan miteinschliessen müsste –, lässt sich drastisch am Beispiel der beiden Dörfer Niederwald (oben) und Bellwald (unten der Weiler Ried) darstellen. Die beiden Gemeinden liegen kaum fünfzehn Autominuten voneinander entfernt. Doch während im durch Bahn und Strasse gut erschlossenen Niederwald der historischen Bausubstanz mit ihren prächtigen Gommer Häusern der Zerfall droht, weil die Bauten wegen des laufenden Bevölkerungsschwundes leerstehen, liegt über Bellwald, das nur mit einer kleinen Gondelbahn oder auf einer kurvigen, engen Strasse erreichbar ist, die Gefahr wilder Überbauung mit Ferienhäusern. Nur koordinierende Planung kann hier den nötigen und möglichen Ausgleich schaffen.